

## Das Gefühl der Bedrohung

**KINO** Noaz Deshe erzählt in „White Shadow“ die Geschichte eines verfolgten Jungen in Tansania

Man fühlt sich augenblicklich verloren in den Bildern des israelischen Filmemachers und Multimediakünstlers Noaz Deshe, die zunächst scheinbar überhaupt keine Geschichte erzählen wollen. Expressive Unschärfen, angeschnittene Close-ups, abrupte Schnitte, eine mitunter entfesselte Kamera ohne ein offensichtliches erzählendes Subjekt und undurchdringliche Nachtaufnahmen tauchen die Sinneseindrücke in einen diffusen Zwischenzustand.

Die visuellen Texturen des Films sind einer Wahrnehmung geschuldet, die sich aus gutem Grund der Realität verweigert. Hauptfigur von Deshes Regiedebüt „White Shadow“ ist der Albino-Junge Alias, der mit seinen Eltern in einem Dorf in Tansania lebt. Für Albinos ist das ostafrikanische Land ein gefährliches Pflaster, ihre Organe sind auf dem Schwarzmarkt begehrt. Ein alter Aberglaube, der die Jahrhunderte überdauert hat, sagt ihnen magische Kräfte nach.

Etwas Zauber könnte dieses Land, in dem die Menschen so arm sind, dass sie für ihr Überleben sogar töten würden, allerdings durchaus vertragen. Eines Nachts wird Alias' Vater von einer Gruppe Männer überfallen und in Stücke gehackt. Die Mutter schickt den Jungen darauf in die Stadt, in die Obhut ihres nichtsnutzigen Bruders Kosmos, der auch ohne Alias schon genug Probleme hat. Ein lokaler Kredithai will sein Geld, sonst holt er sich Kosmos' Lieferwagen ab.

### Eine süße Performance

Mit dem Jungen kann Kosmos nicht viel anfangen, aber seine Tochter Antoinette findet Gefallen an Alias, der sich vor den traumatischen Erlebnissen in die Fantasiewelt eines Kindes flüchtet, dem keine Kindheit vergönnt ist.

Auf einer riesigen Müllhalde halten er und Antoinette einmal ein spielerisches Liebesgeplänkel über defekte Handys, eine sü-

ße Performance, die sie sich vielleicht aus einer Soap abgucken haben. Nachts müssen sie die gefährlichen Straßen ablaufen und für Kosmos illegale CDs und Plastikspielzeug verkaufen.

Deshe hält seinen Film über annähernd zwei Stunden in dieser Schwebelage zwischen lakonischem Sozialrealismus und dislozierten, mitunter abstrakten Einstellungen, die die dokumentarischen Effekte auf unheimliche Weise durchkreuzen. „White Shadow“ hätte leicht die Form eines verfilmten Zeitungsartikels annehmen können – zumal, wenn ein bekannter Hollywood-Name wie Ryan Gosling in den Produzenten-Credits auftaucht. Deshe aber verweigert sich konsequent einem stringenten Erzählfluss. Mit seinen sprunghaften, oft desorientierten Kamerabewegungen erzeugt der Film ein permanentes Gefühl von Bedrohung und Isolation: die subjektive Perspektive von Alias.

### Aberglaube und Alltag

Deshes mitunter etwas überambitionierter Stilwillen erfüllt dabei keineswegs einen Selbstzweck. Statt Alias' „Schicksal“ als formative Geschichte zu erzählen, geht es dem Regisseur vielmehr um den Eindruck eines Traumas, eine Art filmische Annäherung. Denn auch eine Solidargemeinschaft kann es für den Jungen nicht geben.

Das Heim, in dem die Albino-Kinder unterkommen, macht sie zu einer leichten Beute. Sein kleiner Freund Salum, ein selbsterklärter Hexenmeister, stellt sich vor, wie er seine Arme ausbreitet und einfach davonfliegt. Aberglaube und Schamanismus sind in „White Shadow“ tief im Alltag der Menschen verankert. Manchmal geben die magischen Kräfte auch Anlass zur Hoffnung.

ANDREAS BUSCHÉ

■ „White Shadow“. Regie: Noaz Deshe. Mit Hamisi Bazili, James Gayo, Tansania/USA/Italien 2013, 115 Min.



## DIE TAZ BAUT EIN NEUES HAUS.

Wir starten ins digitale Zeitalter und geben dabei unseren Standpunkt nicht auf. Das neue Haus bietet der taz Freiraum und Sicherheit. Um es bauen zu können, brauchen wir **6 Millionen Euro** – und Sie. Rund 14.000 GenossInnen sichern die Unabhängigkeit der taz.

Werden Sie **jetzt** Mitglied.

T 030- 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

Wir bleiben. Kommen Sie mit?

## Wer hat, dem wird gegeben

**REICHTUM** Starökonom Thomas Pikettys Democracy Lecture, die das Haus der Kulturen der Welt gemeinsam mit den „Blättern für deutsche und internationale Politik“ initiierte

VON TANIA MARTINI

Szenen wie beim Ausverkauf. Eine Frau missachtet die Absperrung. „Ich bin extra aus Basel angereist“ sagt sie empört, während an einer anderen Stelle ein älterer Herr ungehalten einen Security-Mann zur Seite schieben will. Der große Saal im Berliner Haus der Kulturen der Welt ist bereits voll. 1.024 Menschen passen rein. Draußen stehen etwa noch mal doppelt so viele – junge und ältere, wenig mittelalte – der Eintritt ist kostenlos und drinnen soll es um „Das Ende des Kapitalismus im 21. Jahrhundert“ gehen. Dafür kann man schon mal aus Basel anreisen.

Alle wollen Thomas Piketty sehen. Unter Ökonomen ein Linker, unter Linken ein Sozialdemokrat, wird ihn das Ende des Kapitalismus auch an diesem Abend eher nicht interessieren. Seit seinem Megabestseller „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ von 2013 ist der 43-jährige Pariser Professor ein Star.

Piketty fasst in dreißig Minuten schnell und frei sprechend sein Buch zusammen. Dann folgt eine einstündige Diskussion mit dem Kulturwissenschaftler Joseph Vogl, der Philosophin Susan Neiman und dem Vorstandsmitglied der IG Metall, Hans-Jürgen Urban. Piketty sieht sein Buch als Versuch, die Geschichte des Kapitalismus seit der Industriellen Revolution zu schreiben. Seine Ausgangsfrage ist, warum die Vermögenskonzentration von 1914 jener im Ancien Régime gleicht, wo doch die Französische Revolution nicht nur die politische Gleichheit, sondern auch gleiche Eigentumsverhältnisse versprochen habe. Die ungleiche Verteilung von Vermögen erklärt er aus dem Zusammenhang zwischen Kapitalrendite (r) und nominalem Wirtschaftswachstum (g).

### Akkumulationsregime

Ist r größer als g, wachsen zwar die Vermögen, aber die Wirtschaft stagniert. Und damit über kurz oder lang auch die Einkommen. Es kommt zu einer Vermögenskonzentration, die Ungleichheit wächst, und das ist schlecht für die Demokratie. Diese Formel bringt er ebenso für die Vermögenskonzentration im Ancien Régime wie für die von 1914 und schließlich auch für die Entwicklung seit den 80ern in Anschlag. Damit ist jedoch noch nichts über die Entwicklung und die historischen Formationen des Kapitalismus beziehungsweise über die je spezifischen Akkumulationsregime gesagt.

Das wiederum liegt an Pikettys Kapitalbegriff. Kapital erklärt



Thomas Piketty bei seiner Democracy Lecture am Freitagabend im Haus der Kulturen der Welt Foto: Wolfgang Borrs

er in seinem Buch „als die Gesamtheit der nicht-humanen Aktiva, die auf einem Markt besessen und ausgetauscht werden können“. Damit erscheint die Akkumulation von Kapital als ein Automatismus und nicht als ein soziales Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Folgerichtig kann Piketty auch den technischen Fortschritt dahingehend überschätzen, dass er ihn in der Lage sieht, stagnierendes Wachstum aufzufangen.

An diesem Punkt setzt auch die Kritik Joseph Vogls an, der den Titel „Reichtumsverteilung im 21. Jahrhundert“ dem Buch angemessener findet. Im Anschluss an Pikettys Vortrag erinnert er daran, dass die Finanzmärkte nicht einfach über uns gekommen sind, sondern seit den 70ern in einer politökonomischen Regulierung durchgesetzt wurden. Piketty nehme die Ungleichheit als gegeben hin. Die Frage müsse jedoch sein, welche elementaren Enteignungs-

verhältnisse Ungleichheit produzieren. Piketty sagt, er verstehe das nicht, und versucht es später mit der Definition vom Kapital als sozialem Konstrukt. Für ihn sind es die Kriege und Katastrophen, in denen Vermögen vernichtet wird und neues Wachstum entsteht.

### Akteure für Umverteilung

Hans-Jürgen Urban fragt sich dementsprechend, ob es wirklich Sinn macht, sich von Tarifrunde zu Tarifrunde zu arbeiten, oder man die destruktive Verteilungspolitik nicht aufhalten muss, und er fordert ein Bündnis unterschiedlicher Akteure, die an einer Umverteilung arbeiten. Die Macht von Pikettys Buch in den etablierten Wissenschaften könne helfen, ein solches politisches Bündnis zu schüren.

Susan Neiman hingegen freut sich unter dem Motto „Das Beste am Jahr 2014“ über Pikettys Buch genauso wie über die neuesten Vorstöße des Papstes. Als Philo-

sophin interessiert sie sich eher für die Normativität des Wertes Gleichheit.

So richtig ins Gespräch kommt man trotz all der Bemühungen des Moderators, des Journalisten Mathias Greffrath an diesem Abend dann doch nicht. Piketty erklärt noch einmal, dass zwangsläufig das Gewicht des Erbes zunehmen wird, während die Bevölkerung schrumpft. In den Jahren 2030/40 könne das ganze Szenario dann aussehen wie zu Zeiten Honoré de Balzacs, den er wie schon Marx als Chronist des 19. Jahrhunderts sehr schätzt.

Piketty fordert eine Transparenz der Vermögen sowie eine progressive Vermögensteuer, steuerungsfähige demokratische Institutionen sowie ein Ende der Staatenkonkurrenz und der egoistischen Politik gegenüber Griechenland. Beim letzten Punkt ist der Beifall groß. Die Reihen im Auditorium haben sich längst gelichtet.

### UNTERM STRICH

Am Samstag war es wieder so weit in der Hamburgischen Staatsoper: Einmal im Jahr wird der **Deutsche Theaterpreis „Der Faust“** verliehen, vom Deutschen Bühnenverein und der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste. Den Preis für ihr Lebenswerk erhielt die **Bühnenverlegerin Maria Müller-Sommer**, die als langjährige Leiterin der Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs GmbH „unbekannte deutsche und noch namenlose internationale Theaterautoren“ wie Günter Grass oder George Tabori nach Berlin geholt hatte.

Die Schauspielerin **Dagmar Manzel** wurde für ihre Rolle der Sie in „Gift“ von Lot Vekemans in der Regie von Christian Schwchow am Deutschen Theater Berlin geehrt. Der niederländische **Regisseur und Intendant Johan Simons** bekam die Trophäe für seine Inszenierung von Georg Büchners „Dantons Tod“ an den Münchner Kammerspielen. Für Choreografie erhielt der Berliner **Christoph Winkler** den „Faust“ für „Das wahre Gesicht – Dance is not enough“ am Ballhaus Ost Berlin, ein Stück, das sich mit der Inszenierung von Protesten beschäftigt und dem

Interesse der Kunst für die politische Aktion. Der Preis des Präsidenten des Deutschen Bühnenvereins ging an das Institut für Theaterwissenschaft in Leipzig. Mit dem Preis solle auch ein Signal gegen die drohende Schließung dieses Instituts – als einziges seiner Art in den neuen Ländern – gesetzt werden.

Der **Antiquaria-Preis für Buchkultur 2015** geht an den Berliner **Literaturprofessor Lothar Müller**. Der Publizist erhält die mit 8.000 Euro dotierte Auszeichnung für seinen „klugen und engagierten“ Journalismus, wie der Verein Buchkultur in

Ludwigsburg mitteilte. Die Jury schrieb: „Lothar Müller ist der exemplarische Vertreter eines kultur- und wissenschaftsgeschichtlich solide fundierten, dem Buchwesen leidenschaftlich verbundenen Feuilletons, dessen Interventionen die Buchkultur dringender denn je benötigt.“ Der gebürtige Dortmunder Müller (Jahrgang 1954) ist Feuilletonredakteur der „Süddeutschen Zeitung“ in Berlin. Seit 2010 ist er Honorarprofessor für Neuere Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität. Der Germanist bekommt den Preis am 22. Januar verliehen.